

Der vergiftete Pfeil.

Aus dem Armeeladen des Herrn Wehner von W. v. Schierbrand.

Lieutenant Malcolm war erst 28 Jahre alt, aber im Westen hatte er sich schon einen beneidenswerten Ruf erworben als ein Mann, der Umsicht und Ruhe mit großer Tapferkeit verband.

Das Verhältnis zwischen ihm und Maggie hatte übrigens, ohne daß es bekannt geworden war, schon einige Jahre gedauert; zur Zeit als das Mädchen bei Verwandten ihres Vaters in Washington auf Besuch und der Lieutenant in der Bundeshauptstadt noch auf Comandob war, hatte die erste Annäherung stattgefunden.

Major Pingree war wüthend. Der kleine, fette Mann rannte in dem Bureau schnaufend und puffend umher, sich ab und zu an seinen Adjutanten Lieutenant Sage, einen langen, bleichen Mann wendend, dem man die tüchtige Genesung von einer schweren Krankheit deutlich ansah.

„Was soll ich thun, Sage? Um Gottes Willen, so sprechen Sie doch! Manens ist krank, Rowley und Britton beurlaubt, Proctor zu unerfahren und ungeschickt, Sie selbst zu schwach noch. Wen soll ich hinstellen, wenn ich nicht Malcolm schicke? Ich selbst — ja, wenn ich nicht so hübsch wäre — aber ich würde es mit den Galanten von Westhäuten sofort verderben. Oh, hm — eine ganz dreck... Geschichte.“

Lieutenant Sage sagte gar Nichts, und das brachte den cholertischen Major noch mehr aus der Fassung. „So sagen Sie doch was, Sage, um Gotteswillen!“

„Herr Major, es ist da Nichts zu sagen — außer Sie schicken mich hin!“ „Das geht nicht. Oh, hm — die Ordnung soll kommen.“

„Diese Sam und wurde sofort nach Lieutenant Malcolm abgebannt.“

Während dessen schritt der alte Krieger noch immer wie ein schäumender Eber im Zimmer herum.

Es war nämlich vor 15 Minuten ein reitender Gilbode von der Reservation angelangt, der berichtet hatte, daß die Apaches aufgeregter und einem Ausbruche nahe seien, weil sie von dem Bundescontractor bei der letzten Lieferung von Fleisch und sonstigen Vorräthen betrogen worden waren.

Eine sofortige Besichtigung der auffälligen Indianer war nötig, wenn man einen blutigen Zustand nicht gewärtigen wollte. Und das Schlimme an der Sache war eben, daß Niemand im Fort zur Hand war, außer dem künftigen Schwiegerohn des alten Majors, dem die wichtige Mission anvertraut werden konnte.

nake kraurigen Töne die besondern Umstände mitgetheilt hatte, die ihn nöthigten, den Bräutigam seiner Tochter 48 Stunden vor dessen Hochzeit auf eine so gefährliche Expedition zu senden, neigte Malcolm nur stumm sein Haupt und sagte: „Gut — wann soll ich gehen und wen soll ich mitnehmen?“

„Am besten Sergeant Schmidt, den Preußen — das ist ein tüchtiger Kerl, und Corporal Higgins. Sie können, wenn Sie Glück haben, morgen Abend wieder zurück sein. Also viel Glück auf die Reise. Mit Gott!“

Und der alte Major drehte sich um und wischte sich mit der flachen Hand eine Thräne aus den Augen.

Der Abschied von Maggie war kurz, aber schmerzlich. Lieutenant Malcolm bemühte sich, einen herzhaften Ton anzuschlagen, aber es gelang ihm nur schlecht. Er und wenige Minuten später war er im Sattel und ritt durch die glühende, staubige Ebene, nach der Reservation zu.

„Dort ging Alles schneller und besser ab, als man angenommen. Natürlich ohne die langen Reden und nachdenklichen Beratungen ging es nicht ab, die dem Indianer einmal zur zweiten Natur geworden sind. Aber die „Bucks“ und „Prales“ konnten den Lieutenant und hatten Zutrauen zu ihm, und als er sich dafür verbürgte, daß ihnen Gerechtigkeit widerfahren solle, da glaubten sie ihm und besiegelten am Schluß der mehrstündigen Beratung den Frieden mit verschiedenen Händedrücken.“

„Draußen aber vor dem Zelt hatte Wa-no-mo, die schöne Tochter des obersten Häuptlings Mo-sa-wi, auf das Wiedererscheinen des weichen Unterhändlers gelauret. Schon lange war sie für ihn in Liebe entbrannt, aber der junge Offizier hatte ihr Entgegenkommen bisher stets mit Kälte zurückgewiesen.“

„Wie eine Schlange, geräuschlos und geschmeidig, schlich sie hinter dem Manne, der ihre Liebe verschmäht, durch das hohe Gras. Ein sissendes Geräusch, und ein etwas flog durch die heiße Luft und blieb im Arm des rasch dahineilenden Offiziers fügen.“

Er wandte sich um — sein Feind war zu sehen. Er zog den Pfeil heraus aus der Wunde.

„Vergiftet,“ murmelte er mit zuckender Lippe.

„Er kann nach. Der Contractor war nicht auf der Reservation. Er hatte Schuß im Fort gesucht. Kein Arzt, keine Medizin, keine Gegengift näher, als im Fort.“

Lieutenant Malcolm wußte genug über die schnellwirkenden, absolut tödlichen Pfeilgifte der Indianer, um zu wissen, daß er wahrscheinlich durch kein der Wissenschaft bekanntes Mittel sich retten könne. Dennoch bewachte er seine eiserne Ruhe. Er betrat sein Zelt, wo die beiden Unteroffiziere, seine Begleiter, schon auf ihn warteten, als ob Nichts vorgefallen sei.

Die drei schwangen sich auf's Pferd und fort ging's zurück nach dem Fort. Nach Mitternacht langten sie dort an. Lieutenant Malcolm lebte noch, als man ihn vom Koffe hob, aber seine in Fieber glänzenden Augen und die Schwere und Fäulnisgeft seiner Glieder zeigten, daß sein Tod nahe bevorstehe.

Am Morgen seines Hochzeitstages, als kaum die Sonne sich rothglühend wieder erhob, kniete Maggie Pingree weinend und in wildem Schmerze vor dem Lager ihres Bräutigams, dessen glanzlose Augen das Licht nicht mehr sahen.

„Im Blumenladen.“

Es lag gar zu anmuthig aus, wie sie zwischen all' den bunten Blumen lag, — zu beiden Seiten schlant aufstrebende Palmen. Ihr helles, angenehmes Gesicht hob sich von dem dunklen Grün wie ein großes, weißes Blumenblatt.

„Fraulein Elli, — eigentlich hieß sie Elisabeth, — wand Rosen und Veilchen zu kleinen Bouquets, mit welcher Beschäftigung sie erst aufhörte, wenn genug Vorrath für die nächsten Stunden vorhanden, oder wenn Kunden kamen.“

lein Elli's Regiment ein überraschend großer geworden, und sie alle schwuren darauf, Fräulein Elli müsse etwas Höheres sein als „blos eine Ladennerin“, solche Mäuren besähe nur ein Mensch von gutem Hause und guter Erziehung.

Frau Steffens, die reich gewordene Gärtnersfrau, wachte auch zur Genüge, während ihre Augen mechanisch den rofigen Fingern der jungen Dame folgten, die den Beidenstrauß im oberen Knopfloche des Jäckchens befestigten.

„Zwei Damen traten ein, eine ganz junge mit einem frischen Kindergesicht und großen fragenden Augen, eine etwas ältere im langen, kostbaren Pelztragen.“

„Ich möchte ein Bouquet bestellen“, sagte die Ältere, „es soll etwas recht Süßes sein, ein Brautbouquet, auf den Preis kommt es nicht an!“

„Fraulein Elli hatte auch nur an etwas Feines gedacht. Sie hatte einen Blick dafür, die Vortemonnaies der Leute nach ihrem Criterium und Aufstreten zu taxiren; selten ging sie fehl; überdies kannte sie die Jüngere, die bis vor kurzem zu den Pensionärinnen drüben zählte, eine ihrer besten Kundinnen, sie war die Tochter eines der höchsten Beamten in der Stadt.“

„Sie lud die Damen zum Sitzen ein, öffnete dann eine Thür des Glasstrandes und entnahm ihm einen großen flachen Korb. Es waren meist zarte Atlasmanifachen mit düstigen Spitzen, die sie den Damen vorlegte, sie mit Bedacht immer ordnend, daß die Feinheit derselben besonders ins Auge fiel.“

„Dabei ist nichts, was mir gefällt“, entschied die Ältere dann etwas von oben herab, „haben Sie nichts Besseres?“

„Gewiß, gnädiges Fräulein; doch kommt es schließlich ja auch auf das Arrangement des Bouquets selbst an!“

„Indem langte sie schon einen ungleich kleineren Karton hervor, in dem nur einige ausgewählte, besonders kostbare Exemplare aufbewahrt wurden. Langsam nahm sie eine nach der anderen empor, während die Damen sie durch Vorgetreten musterten.“

„Diese ist prächtig!“, sagte plötzlich die Jüngere, während sie eine echte Spitzenante aufhob.

„So nehmen wir sie, Editha, hier ist ja Dein Geschmack maßgebend!“

„Die Kleine errotete leicht und nickte. „Wie Du willst, liebe Marie!“

„Also diese!“ entschied nun die Dame kurz.

„Darf ich um die Adresse und den Zeitpunkt der Ablieferung bitten, gnädiges Fräulein?“

„Heute in vierzehn Tagen, — sagen wir, damit es zeitig da ist, 12 Uhr Mittags, — Anders, Königsstraße 10.“

„Anders, Königsstraße 10,“ wiederholte Elli ganz verstimmt; „ist es die Eier- und Butter- Großhandlung?“

„Dieselbe“, erwiderte die Dame kurz, „wünschen Sie noch nähere Details?“

„Das Bouquet ist für meinen Bruder, Erich Anders, — vielmehr für dessen Braut bestimmt.“

Dauer nicht zwischen all' den Blumen! Dieser harte, berauschende Duft, — ich muß doch morgen in der Botanik unseren alten Professor fragen, ob der nicht auf die Ansicht, daß es ungesund ist!“

„Sie mögen ja Recht haben“, erwiderte Fräulein Elli mit blässen Gesicht, während ihre Augen mechanisch den rofigen Fingern der jungen Dame folgten, die den Beidenstrauß im oberen Knopfloche des Jäckchens befestigten.

„Sängnisstrafen in China.“

Die Chinesen haben ein ebenso zweckmäßiges wie einfaches Mittel, um aus dem Gefängnis entwichene Menschen sofort zu erkennen. Dieses Mittel ist weit wirksamer, als die in Europa übliche eigene Kleidung für Gefangene. Sie lassen nämlich allen Sträflingen die Kopfhaare wachsen. Da nun aber von irgend welcher Pflege der Haare keine Rede ist, so mühen die Infanten eines Kerkers einen überaus verwilderten Eindruck machen, der allerdings wohl genau zu den „Höllern“, wie die Chinesen ihre schrecklichen Gefängnisse nennen, passen würde. Einmal im Jahre befallt jedoch manche von den sonst so hartberzigen Mandarinen, die die Kerker unter ihrer Aufsicht haben, ein menschliches Mitleiden, nämlich am Beginn der sommerlichen Hitze. Da ist es vielfach Sitte, den Gefangenen die Wohlthat eines allgemeinen Barbierens zu Theil werden zu lassen. So wurde am 7. Juli sämtlichen schuldig insassen des Gefängnisses in der Chinesenstadt der ganze Kopf rasirt. Sollte es einem von ihnen dann zufällig bald nachher gelingen, auszubringen, so würde er doch noch wegen Mangels eines Kopfes kenntlich sein, falls er sich nicht etwa ein Gewand der gleichfalls rasirten buddhistischen Priester zu verschaffen wüßte. Eine eigentümliche Gefängnisstrafe kennen die Chinesen nicht, vielmehr werden die Kerker, von ganz vereinzelten Ausnahmen abgesehen, nur zur Untersuchungshaft benutzt. Diese wissen die grünenhaften Kerkermeister allerdings sehr oft willkürlich auszuüben, wenn die unglücklichen Opfer nicht das verlangte Geld bezahlen wollen, jedoch in Wirklichkeit die Untersuchungshaft oft eine weit härtere Strafe ist, als was die armen Sünder nachher erwartet. Lebenslanglich eingekerkert werden soll nur gemeinefähliche Verbrechen, weil es der „väterlichen Regierung“ niemals eingefallen ist, für diese unglücklichen Gefangenen zu erbarmen. Hat jedoch ein geisteskranker Mensch seinen eigenen Vater erschlagen, so kommt er nicht in's Gefängnis, sondern er muß diese That auf dieselbe Weise büßen, wie ein geistig gesunder Mann, indem er in Stücke gehauen wird. Noch furchtbarer wieder ein Beispiel für diese Barbarei in der offiziellen Pelinger Zeitung. Die Bewohner der Nachbarhäuser aber bekommen dann Hiebe mit dem Bambus dafür, daß sie nicht ordentlich geholfen haben, den Verurtheilten strenger zu überwachen.

„Zu Rappelhausen gab es nur einen Zahnarzt, den Doktor Brecher, der sich in Folge dessen einer sehr lebhaften Praxis erfreute. Da ließ sich eines schönen Tages der junge Doktor Keißler gleichfalls als Zahnarzt nieder und schnappte sehr bald dem älteren Kollegen einen Theil der Kundshaft weg. Die Menschen sind nun einmal so! Das Neue ist immer besser als das Alte!“

Der Doktor Brecher war wüthend! Er nannte den Keißler einen Pflücker, ein Charlatan, einen Dummkopf und bekam vor Kerger die Gelbsucht, während der Andere lachte und sich nicht im Mindesten äderte.

Da bekommt der Doktor Brecher zum ersten Mal in seinem Leben Zahnkneuzen, und nachdem er alle ihm bekannten Mittel ver sucht hat, muß er sich doch mit schwerem Herzen entschließen, zu seinem Feind und Concurrenten zu gehen. Er kann's eben vor Schmerzen nicht mehr aushalten! Keißler empfängt ihn sehr höflich, bezieht sich die Zähne, greift nach einer Zange und reißt — damit's Geklaue nicht immer ist — gleich drei Zähne heraus!

Der alte Brecher ist halbtodt! Das das so weh thut, hat er nicht gedacht! Das Losgehtsch vor den Mund gepreßt, wankt er in's Vorgimmer und trifft dort mit einer Frau zusammen, die ebenfalls ein Anliegen an den Doktor Keißler hat.

„O je! Es hat wohl recht weh' gethan?“ fragte sie mitleidig.

Brecher murmelt nur etwas Undeutliches und sieht keinen Rod an.

„Aber seien Sie froh, daß Sie dem jungen Doktor gewesen sind und nicht beim Alten!“ fährt sie tröstend fort. „Ich sage Ihnen, bei dem thut's gerade so weh, aber außerdem ist er auch noch ganz nichtswürdig grob!“

„Von diesem Tage an soll der Doktor Brecher mit seinen Patienten etwas sanfter umgegangen sein!“

„Zweu eines Hundes.“

Aus Laibach wird eine rührende Geschichte von der Treue eines Hundes gemeldet. Am 24. August Radmittags hörten die Grundbesitzer Franz Rozman und Vinzenz Roth in der Nähe der Sveltschiz-Alp Hundebellen. Es schien aus einem tiefen Abgrunde zu kommen. Da das Gebell ein anhaltendes und sonderbar Nagendes war, gingen die Besizer den Tone nach. Tief unten in einem Abgrunde fanden sie eine Leiche,

die sie als die des Wirthes Andreas Roth aus Karnerbach erkannten, der offenbar von den steilen Hängen abgestürzt war. Neben der Leiche hielt der Hund des Bergwächters Wache, dessen Gebell erst verstummt, als die Leiche aufgefunden ward. Der verunglückte Wirth, ein 30jähriger kräftiger Mann, war Tags zuvor um 6 Uhr Morgens vom Hause weg auf die Sveltschiz-Alp gegangen. So viel sich erheben ließ, machte er zwischen 8 und 9 Uhr Vormittags auf dem Wege nach Hause. Man fand an jener Kaffelle noch seine leberne Leiche mit Proviant. Von dort führte er über einen Felsen drei Meter tief, aus dem im Sande vorgefundene Fußspuren war zu entnehmen, daß Roth sich den Felsen wieder erklimmen wollte. Hierbei mußte er ausgeglichen und an dem steilen Bergabhang über 400 Meter tief in den Abgrund gestürzt sein, wobei ihm sein Hund folgte. um Tag und Nacht (30 Stunden lang) bis zur Aufindung der Leiche an derselben Wache zu halten.

„Die Kranken Steuerbeamten.“

Der Geheim Medizinalrath Doktor Heim, der bekannte „alte Heim“, kam im Jahre 1891 auf einer Reise nach Buzlau und blieb dort über Nacht. Am nächsten Morgen ließ er den Wirth kommen und erkundigte sich, wo man Buzlauer's Wahrzeichen, den großen Kopf, und die geographischen und astronomischen Darstellungen des Webers Gältig kennen lernen könne. Der Wirth geilt genügende Auskunft, fährt aber weiter fort: „Würde der Herr Geheimrath nicht vorher die Gnade haben, mit den Steuer-Beamten zu sprechen, die im Vorgimmer ehrsüchtig sind harren?“

„Aha“, denkt Heim, „trank Leute, die davon gehört haben, daß du gekommen bist!“

Er geht in das Vorgimmer. Hier stehen eine Menge Steuerbeamte, alle in Uniform, alle in höchster Gala, und alle machen sie vor dem heraustrretenden Geheimrath einen tiefen Krugzug. Heim bleibt dagegen sehr gleichgültig und tritt an den ersten besten heran.

„Wo seht's Ihnen?“ fragte er.

„O, Herr Geheimrath, wenn Sie die Gnade haben wollten, mir hundert Thaler Gehalt zuzulegen,“ ist die Antwort.

„Kann ich denn das?“ brummt der alte Heim.

„O, der Herr Geheimrath können wohl, wenn Sie nur wollen!“

Heim schüttelt mit dem Kopfe und fragt den nächsten: „Und wo seht's Ihnen?“

„Wenn ich dem Herrn Geheimrath die Bitte allerunterthänigst vorlegen dürfte, ob ich mir Hoffnung machen kann, auf die erledigte Stelle in — Heim unterbricht ihn und ruft: „Für wen halten Sie mich denn eigentlich, meine Herren?“

„Sind Sie denn nicht der Geheim Oberfinanzrath Haag?“

„Nein, ich bin der Geheim Medizinalrath Heim. Segen die Kranktheiten, an denen Sie leiden, habe ich kein Mittel. Guten Morgen!“

„Nicht recht glaublich.“

„Gedankenpflücker.“

„Die kleinste Kammer sieht Lust und Jammer.“

„Schminkeverbrauch.“

„Zu treu eines Hundes.“

„Ein Kerner.“

„Dilemma.“

„Enfant terrible.“

„Käuflich's voll.“

„Gesundheit.“

„Eine hübsche Sache.“

„Unbedacht.“

„Im Eifer.“

„Beim Steuerverson.“

„Ein Feld.“

„Nader-Negel.“

„Schneidiger Bescheid.“

„Anmuth ist geeignet, Armuth verzeihen zu machen.“

„Kasernenhöflichkeit.“

„Schlechtes Geschäft.“

„Büreaukritik.“

„Kasernenhöflichkeit.“

„Kasernenhöflichkeit.“